

"Von der Bedeutung der spontanen Aktivität der Natur" - John Stuart Mill und der Umgang mit der Wildnis

Ulrich HAMPICKE

1. Einleitung

Viele Menschen kennen J.St. MILL's wiederentdeckte und nun berühmte und oft zitierte Passage aus den "Principles of Political Economy" Sie sei hier noch einmal wiedergegeben:

"Eine Welt, aus der die Einsamkeit verbannt wäre, wäre ein sehr armes Ideal. [...] Es liegt auch nicht viel befriedigendes darin, wenn man sich die Welt so denkt, daß für die freie Thätigkeit der Natur nichts übrig bliebe, daß jeder Streifen Landes, welcher fähig ist, Nahrungsmittel für menschliche Wesen hervorzubringen, auch in Kultur genommen sei, daß jedes blumige Feld und jeder natürliche Wiesengrund beackert werde, daß alle Thiere, welche sich nicht zum Nutzen des Menschen zähmen lassen, als seine Rivalen in bezug auf Ernährung getilgt, jede Baumhecke und jeder überflüssige Baum ausgerottet werde und daß kaum ein Platz übrig sei, wo ein wilder Strauch oder eine Blume wachsen könnte, ohne sofort im Namen der vervollkommenen Landwirtschaft als Unkraut ausgerissen zu werden. Wenn die Erde jenen großen Bestandtheil ihrer Lieblichkeit verlieren müßte, den sie jetzt Dingen verdankt, welche die unbegrenzte Vermehrung des Vermögens und der Bevölkerung ihr entziehen würde, lediglich zu dem Zwecke, um eine zahlreichere, nicht aber auch eine bessere und glücklichere Bevölkerung ernähren zu können, so hoffe ich von ganzem Herzen im Interesse der Nachwelt, daß man schon viel früher, als die Nothwendigkeit dazu treibt, mit einem stationären Zustand sich zufrieden gibt." (MILL 1869, Bd. 1, S. 62 ff.).

Die folgenden Gedanken sollen keine Interpretation des Textes darstellen. Wir fragen nicht, wie MILL - unausgesprochen oder explizit an anderen Stellen seines Werkes - ferner über den Gegenstand dachte, welche Konsequenzen jener für sein Werk besitzt, durch welche Einflüsse er zu seinen Auffassungen über den stationären Zustand kam. Wir halten uns allein an seine unmißverständliche Kernaussage: daß es für die Menschheit besser wäre, wenn sie *nicht* alles erfände, was nur zu erfinden ist, daß sie sich *nicht* alles auf der Erde untertan machen sollte, sondern daß sie *Grenzen* respektieren, daß sie zumindest Teile der Welt für sich und in Ruhe lassen sollte. Wäre dies nicht allein aus Respekt vor möglichen außermenschlichen Ansprüchen, sondern im ureigenen Interesse des Menschen selbst -

eine bessere Haltung als der in Vergangenheit und Gegenwart weitaus vorherrschende schrankenlose Expansionismus?

Würde diese Frage allgemein und kontextunabhängig gestellt, so wäre sie natürlich viel zu anspruchsvoll für einen kleinen Beitrag wie den vorliegenden. Tatsächlich wird ihr hier jedoch nur soweit nachgegangen, wie es das Rahmenthema dieses Bandes vorgibt: Warum ist es richtig, wenn der Mensch nicht alle Natur zähmt, sondern *Wildnis* übrig läßt? Die Antwort hierauf ist keineswegs nur für ethische Theorien von Bedeutung, sondern kann unter anderem wichtige Argumente in der Debatte um die Errichtung und Führung von Nationalparks auch in Europa liefern.

Es ist zweckmäßig, sich bei der folgenden Argumentation der Begriffe der modernen Ethik zu bedienen. Daher werden diese, insbesondere fundamentale *Wertbegriffe*, im anschließenden zweiten Abschnitt kurz erläutert. Im dritten Abschnitt wird gefragt, welchen Wert auf den jeweils angesprochenen begrifflichen Ebenen die *Wildnis* für den Menschen besitzt. Es wird deutlich werden, daß bestimmte Werte sehr hoch sein können, so daß Entscheidungen zu ihrem Erhalt ohne Probleme begründet werden können. Dennoch überzeugt diese Argumentation, wie erkennbar werden wird, nur unzulänglich und hätte wohl auch MILL nicht überzeugt, so daß im abschließenden vierten Abschnitt einige gewiß spekulative, aber vielleicht in künftiger Diskussion noch klarer herauszuarbeitende Aspekte angesprochen werden.

2. Wertbegriffe

In der ethischen Diskussion und auch gelegentlich im ökonomischen Kontext werden *instrumentelle*, *inhärente* und *intrinsische Werte* unterschieden. Dabei ist zu beachten, daß die Terminologie leider nicht immer eindeutig ist. Wir folgen hier dem Vorschlag von ATTFIELD (1983). Einige der im folgenden ausgeführten Punkte sind in HAMPICKE (1993, 1996) etwas ausführlicher dargestellt.

Etwas besitzt *instrumentellen Wert*, wenn mit ihm ein Zweck erreicht wird: Eine Säge ist in diesem Sinne wertvoll, wenn sie gut sägt; erfüllt sie den Zweck unzureichend, so ist sie wertlos und erhält

keinerlei Aufmerksamkeit mehr. In der Welt der instrumentellen Werte gibt es keine Werte "an sich" und herrscht vollkommene Austauschbarkeit: Ist eine Säge schlecht, so wird zu einer besseren gegriffen. Offenkundig steht in allen ökonomischen Fragen der instrumentelle Wert weit im Vordergrund, weshalb dort das Prinzip der Ersetzbarkeit oder *Substitution* so groß geschrieben wird. Ökonomie ist stets Denken in Alternativen: Soll ich mich für A oder für B entscheiden? Dabei beziehen sich derartige Entscheidungen immer auf *Mittel* oder *Instrumente*, nie auf *Zwecke*. Jeder Mensch muß satt werden, aber es kann unter sehr vielen Speisen gewählt werden, welche die Sättigung mehr oder weniger gut und zu höheren oder geringeren Kosten bewirken. Im instrumentellen Denken spielen moralische Aspekte keine Rolle.

Etwas besitzt *inhärenten Wert*, wenn es keinem dritten Zweck dient, sondern für sich selbst als wertvoll erachtet wird. Gute Beispiele sind persönliche Briefe, Erinnerungsstücke, liebgewordene Gegenstände, ein eigener Garten (sofern er zur Nahrungsgewinnung, also instrumentell wenig bedeutsam ist), die Heimat und anderes mehr. Der entscheidende Unterschied zum instrumentellen Wert besteht in der Identität und damit fehlenden Austauschbarkeit. Verliere ich ein Erinnerungsstück an eine Person, so kann eine äußerlich ununterscheidbare Neubeschaffung desselben nur begrenzt oder gar nicht trösten. Dieses Problem taucht auch beim Wiederaufbau historischer Bauwerke auf. Der inhärente teilt allerdings mit dem instrumentellen Wert die Eigenschaft, im subjektiven Bewußtsein eines Bewerter oder einer Bewerterin zu existieren. Ein Erinnerungsstück muß nicht nur *an* etwas, sondern muß auch *jemanden* erinnern. Gibt es niemanden, den oder die es erinnert, so besitzt es auch keinen inhärenten Wert.

Ein *intrinsischer Wert* liegt immer dann vor, wenn das den Wert tragende Wesen in der Sprache von FRANKENA (1979) ein *moralisches Subjekt (moral patient)* ist, dem *moralische Akteure (moral agents)* Pflichten schuldig sind. Die moralischen Akteure sind Wesen mit der Befähigung, moralisch urteilen und Pflichten empfinden zu können, also praktisch allein die Menschen im Gegensatz zu den Tieren. Intrinsisch wertvoll und moralisches Subjekt zu sein, soll zumindest für den vorliegenden Zweck als synonym angenommen werden, auch wenn der professionelle Ethiker hier noch differenzieren würde. Entscheidend ist, daß der intrinsische Wert Pflichten begründet und damit, was nur ein anderer Ausdruck für dasselbe ist, Rechte verleiht.

Während es beim instrumentellen und beim inhärenten Wert keine Schwierigkeiten bereitet festzustellen, was denn alles wertvoll ist - man braucht nur die *Bewerter* zu fragen -, ist die Frage nach den Trägern intrinsischer Werte zu allen Zeiten ein zentrales philosophisches Thema gewesen und wird es bleiben. Wenn der intrinsische Wert nicht beliebiger

subjektiver Wertschätzung unterliegt, sondern Pflichten begründet, deren Nichterfüllung beobachtet und gegebenenfalls sanktioniert werden kann, so muß man sich gesellschaftlich einigen, welche Dinge und Wesen einen solchen Wert besitzen. Nicht nur werden die hier anstehenden Fragen in unterschiedlichen Epochen und in unterschiedlichen Gesellschaften jeweils anders beantwortet, vielmehr einigt man sich oft auch *nicht* oder es verbleiben Widersprüche im Wertsystem. Einer der historisch wichtigsten Wertwandlungsprozesse war zweifellos die langsame und immer noch von vielen Rückschlägen begleitete Zuerkennung einer unantastbaren Würde, also eines intrinsischen Wertes an den *Menschen* schlechthin. Für Sklavenhaltergesellschaften im Altertum besaßen Sklaven allein einen instrumentellen Wert wie das Vieh (und waren deshalb auch käuflich und austauschbar) oder zusätzlich einen inhärenten Wert, wenn ein Sklavenbesitzer seinen Sklaven oder seine Sklavin subjektiv gern mochte. Wie weitgehend in Sklavenhaltergesellschaften der Neuzeit aber auch der intrinsische Wert des Menschen schon anerkannt wurde, läßt sich unübertrefflich in TWAINS "Huckleberry Finn" (o.J., 26. Kap., S. 177) nachlesen: Kurz vor dem Sezessionskrieg waren in den Südstaaten der USA Sklavenfamilien zwar durchaus noch käuflich, aber es galt als eine besonders niederträchtige Tat, sie aus reinem Profitmotiv auseinanderzureißen.

3. Der Wert der Wildnis

Die erläuterten Begriffe sind in der Diskussion um den Wert der Wildnis zweifellos von hohem Interesse. Nachfolgend wird - gewiß alles andere als endgültig - geprüft, welche Werte der Wildnis in heutigen westlichen Gesellschaften faktisch zuerkannt werden sowie welche sie noch unentdeckter oder vernachlässigterweise besitzen könnte oder sollte. Wie schon in der Einleitung angedeutet, wird die Diskussion jedoch keinen überzeugenden Abschluß derart finden, daß bei einer hinreichenden Würdigung der Werte klare Konsequenzen über den richtigen Umgang des Menschen mit der Wildnis gezogen werden können.

3.1 Der instrumentelle Wert der Wildnis

Der Mensch hat die Wildnis zu allen Zeiten genutzt. Gesah dies intensiv und planmäßig, so war sie zwar bald nicht mehr wild, immer aber verblieben Fälle, in denen die Nutzung über lange Zeiträume hinweg so schwach war, daß die betreffenden Biotope kaum beeinflußt oder gar kontrolliert waren und vor allem in den Augen der Nutzer selbst, nicht zuletzt häufig auch wegen ihrer Gefährlichkeit, als "wild" empfunden wurden. Wie uns bekannte Märchen erzählen, traf dies sogar vor Jahrhunderten für den mitteleuropäischen Wald noch zu.

In jüngerer Zeit wurden zahlreiche Arbeiten veröffentlicht, in denen die Inwertsetzung insbesondere tropischer Wälder durch indigene Völker und mar-

ginale Siedler gründlich empirisch untersucht wurde (z.B. GRIMES et al. 1994, ADGER et al. 1995, MELNYK & BELL 1996). Die Ergebnisse sind mitunter erstaunlich. Aus dem Wald extrahierte, sehr zahlreiche Produkte dienen nicht nur wie seit jeher als Lebensgrundlage oder zumindest wichtige Zusatzversorgung der Bevölkerung, sondern können in der Umgebung von Siedlungszentren mit Märkten und hinreichender Kaufkraft auch erhebliche Marktwerte besitzen. Eine vielzitierte Pionierstudie dieser Art errechnete, daß in einem Fall ein intakter Feuchtwald in Lateinamerika einen höheren nachhaltigen Geldertrag pro Hektar erbrachte als seine Rodung, der Verkauf des Holzes und die Folgenutzung als Viehweide (PETERS et al. 1989). Sind hier auch Gegenbeispiele publiziert worden (PINEDO-VASQUEZ et al. 1992) und warnen auch namhafte Fachleute davor, den Beitrag des "Extractivism" (der Sammlung von Produkten mit Marktwert) beim Erhalt der Tropenwälder zu überschätzen (SOUTHGATE et al. 1996), so ist jedoch an der Existenz der erwähnten Werte und ihrer mehr als nur marginalen Bedeutung grundsätzlich nicht zu zweifeln. Hohe Aufmerksamkeit erzielt nach wie vor die Erwartung, aus wilden und nur in hinreichend großen und wenig gestörten Wildnissen überlebenden Arten pharmakologisch wichtige Substanzen zu gewinnen (FARNSWORTH 1988, PEARCE & PUROSHOTAMAN 1995). Zumindest in abgeschwächter Form sind diese Aspekte auch für mitteleuropäische Wildnisse von Relevanz.

Die Forschung nennt über die Produktgewinnung hinaus eine Vielzahl von möglichen instrumentellen Werten der Wildnis, die wegen ihrer Eigenschaft als Kollektivgüter keine unmittelbare Kaufkraft auf Märkten mobilisieren können und daher keine Marktpreise besitzen. Sie reichen von der Dokumentation der Natur- und Klimageschichte (insbesondere in Mooren) über Monitorfunktionen (etwa die Messung von Schadstoffemissionen), Anregungen für technische Problemlösungen (Spinnnetze, Libellenflügel), Reproduktionsstätten und Refugien für außerhalb der Wildnis genutzte Arten (vor allem in Küstenregionen, speziell Mangrovenwäldern) bis zu Leistungen bei der Stabilisierung des globalen Klimas und bei globalen Stoffkreisläufen (PEARCE 1993). Auf letzterem Gebiet ist auch an den Beitrag großer Feuchtgebiete zur Denitrifizierung, also der Schließung des Stickstoffkreislaufes zu denken.

Werden ferner die wissenschaftlichen Erkenntnisse bedacht, die hinsichtlich Artensystematik, Sukzessionsforschung und auf zahlreichen anderen Gebieten schon innerhalb weniger Jahren in unbewirtschafteten Wald-Großschutzgebieten allein in Deutschland erzielt werden konnten (BIBELRIETHER 1999), so verbleiben keine Zweifel, daß der instrumentelle Wert nicht oder schwach genutzter Ökosysteme - also in der etwas symbolischen Sprache dieses Beitrags der "Wildnis" - in der öffentli-

chen Diskussion und erst recht in der gesellschaftlichen Praxis weltweit oft weit unterschätzt wird und daß ein behutsamerer Umgang mit ihr schon aus diesem Grunde anzuraten ist. So stark dieses Argument auch in *pragmatischer* Hinsicht ist (was keineswegs gering geschätzt werden sollte), so verbleibt es doch in einer noch gar nicht "philosophisch" zu nennenden, jedoch etwas tiefergehenden Betrachtung merkwürdig oberflächlich.

Zum einen sind, wie im Abschnitt 2 betont, instrumentelle Funktionen stets *potentiell ersetzbar* (substituierbar). Es mag zutreffen, daß die Wildnis eine bestimmte Funktion besser oder kostengünstiger erfüllt als technische Substitute und daß ihr instrumenteller Wert deshalb zu schätzen ist, jedoch ist dieser Wert sofort hinfällig, sobald sie diese Überlegenheit einbüßt. Hierfür gibt es empirische Beispiele, wie etwa auf pharmakologischem Gebiet, wo häufig natürliche Substanzen irgendwann kostengünstiger synthetisch hergestellt werden. Aber selbst von einer Position aus, welche die Aussichten des Menschen, natürliche Funktionen in großem Umfang durch Technik zu ersetzen, für *faktisch* gering hält (in der Ökonomie die "starke Nachhaltigkeitsthese", vgl. COSTANZA et al. 1997, insbes. Kap. 3, S. 77 ff.), ist der instrumentelle Wert der Wildnis relativ - die Fakten können sich ändern. Auch im alltäglichen Empfinden wird eine Wertschätzung, wenn sie *nur* instrumentell begründet ist, als wenig tief und belastbar empfunden. Obwohl der Vergleich hinkt, drängt sich das Klischee der Eheschließung nur aus dem Grunde, daß die Partnerin gut kocht oder vermögend ist, auf.

Ein zweiter Aspekt erscheint noch wesentlicher zu sein: Kann der Mensch bestimmte Ökosysteme, seien sie noch so groß, wenig betreten und diese vielleicht sogar beim Eindringen in dieselben als gefährlich, überhaupt als "wild" bezeichnen, wenn er ihre Funktionen, sei es auch indirekt und aus der Ferne, systematisch nutzt und wenn er ihnen den Raum, den sie seiner Meinung nach auf dem Globus einnehmen sollen, exakt zumißt? Eine Wildnis, die nicht einmal von der Gnade des Menschen, sondern von seinem kalkulierten Eigennutz abhängt und sofort liquidiert würde, sobald sie nützliche instrumentelle Funktionen nicht mehr erfüllte oder wenn diese Funktionen nicht mehr erforderlich wären, verdient diesen Namen kaum. Insbesondere kleine Biotope dieser Art, wie zum Beispiel sogenannte "Naturwaldzellen", rufen unabweisbar die Assoziationen der Domestikation und Gefangenschaft hervor und erscheinen als überindividuelles, ökosystemartiges Pendant zum gefangenen, gefütterten und vollständig vom Menschen abhängigen Individuum eines einstmaligen wilden Tieres im Zoo. Daher ist das Argument diskutabel, Teile der Natur nur dann "wild" zu nennen, wenn sie nicht vollständig instrumentalisiert sind, wenn sie unabhängig vom Menschen ihren eigenen Gesetzen gehorchen können und sogar eine gewisse Macht *über* ihn haben.

3.2 Der inhärente Wert der Wildnis

Der inhärente Wert scheint der Forderung, Wildnis zu tolerieren und zu fördern, ein sichereres Fundament zu verleihen als der instrumentelle Wert, schon weil wegen der fehlenden Substituierbarkeit die Drohung, zu Alternativen zu greifen, nicht verfängt. Die Existenzberechtigung der Wildnis hängt hiernach nicht vom menschlichen Nutzenkalkül ab. Dafür besteht die Abhängigkeit von der psychischen Konstitution des Menschen, ergänzt um kulturelle Aspekte: Der inhärente Wert wird empfunden, wenn die Wildnis dem Menschen teuer, erhaben und unersetzlich *ist*. In welchem Maße ist sie das?

Die Frage, ob dies unabänderlicherweise der Fall ist und so bleiben wird, verlangt eine professionell-psychologische Analyse und kann schon deshalb, aber auch wegen ihrer Komplexität im vorliegenden Beitrag in keiner Weise beantwortet werden. Der inhärente Wert ist das zentrale Argument der amerikanischen *Wilderness*-Bewegung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren Erfolgen beim Aufbau der klassischen Nationalparke. Für Denker wie THOREAU, MUIR und später LEOPOLD war das Naturerlebnis ein Grundbedürfnis des Menschen, ohne dessen Befriedigung nur seine Verkümmern folgen kann (NASH 1989). Vermutlich können die exakten Humanwissenschaften heute Argumente dafür beibringen, daß das Erlebnis der Natur tatsächlich ein menschliches Fundamentalbedürfnis und damit eine im Prinzip kulturunabhängige anthropologische Konstante ist, wenn sie auch beliebig stark überformt und verschüttet werden kann (s. hierzu auch d. Beitrag v. SCHRÖDER i. diesem Bd.). Es wäre sehr verwunderlich, wenn die jahrmillionenlange Evolution gerade hier keine Spuren hinterlassen hätte, wo wir doch immer wieder feststellen müssen, wie sehr wir in unserem gesamten Verhalten, um mit KÄSTNER (1998: 175) zu formulieren, "die alten Affen" geblieben sind. Die Beobachtung spielender Kinder oder Erinnerungen an die eigene Kindheit können derartige nur bekräftigen.

Einwände gegen diese Sicht sind aber nicht zu ignorieren. Die tiefgreifende sittliche Besserung, welche sich die amerikanischen Konservatisten und auch zahlreiche Geister in Europa vom Naturerlebnis versprochen, ist empirisch, wenn überhaupt, schwer zu belegen. Es gibt, leger gesagt, gewiß auch unter Naturliebhabern schlechte Menschen. Es ist ein Faktum, daß ein großer Teil der heutigen mitteleuropäischen Bevölkerung die Wildnis nicht entbehrt. Zwar sind hier mangelnde Kenntnisse auf Grund ungenügender Hinführung durch die Erziehung, die Überflutung durch Medienreize und ähnliches durchaus als relevante Einflüsse anzuerkennen, der Spruch, die Menschen wüßten nur nicht, was gut für sie ist und brauchten daher nur einmal vom Zivilisationsabfall befreit zu werden, um den Wert der Wildnis zu erkennen, überzeugt deshalb

allerdings noch nicht. Zu denken gibt auch, daß Kulturen, welche über jeden Verdacht, geistig gering zu stehen, erhaben sind - wie etwa die Klassische Antike zur Wildnis offenbar kein enges Verhältnis entwickelten. Jedenfalls wird, vielleicht zu oberflächlich, über die urbanen Kulturen des Mittelmeerraumes bis heute vielfach so geurteilt.

Bedenkenswert erscheint ein Argument, das nicht auf ja oder nein, ein dichotones Entweder-Oder hinausläuft, sondern *abstuf*: So wenig der Mensch einerseits seine evolutionäre Herkunft verleugnen kann (mit schweren Konsequenzen für das Zusammenleben, etwa hinsichtlich der Neigung zur Gewalt), so sehr hat er sich andererseits auch als flexibel und anpassungsfähig erwiesen. Auch bei intellektuell und emotionell anspruchsvollen Menschen ist oft zu beobachten, daß ihr Bedürfnis nach Naturerlebnis durch den Kontakt mit *nicht* wilder, sondern domestizierter Natur, sofern sie nur vielgestaltig und schön ist, vollauf befriedigt wird. Die eingangs zitierte Passage von MILL erwähnt "blumige Felder" und "Wiesengründe", also anthropogene Biotope. Zahlreiche Menschen leiden viel stärker unter dem Verlust der traditionellen Kulturlandschaft und ihrem Ersatz durch einseitig landwirtschaftlich-produktionsorientierte Biotope als durch die Abwesenheit der Wildnis. Auch GOETHE, der die Natur wie kaum ein anderer kannte, läßt in seinem Werk weit überwiegend die gezähmte, aber mit dieser Zählung bereicherte anstatt wie heute verarmte Natur zu Worte kommen. Kann es sein, daß eine reiche Kulturlandschaft für die meisten Menschen "wild genug" ist?

Wie dem auch sei - es gibt zumindest als Minderheit diejenigen Menschen, welche die wirklich wilde Natur nicht missen wollen, sie unersetzlich finden und ihr daher einen inhärenten Wert zuerkennen. Sie bekennen sich auch zu den unästhetischen Seiten derselben - tatsächlich ist sie grausam und kann unschön, ja ekelhaft sein. Hierzu MILL unübertrefflich:

"Sie (die wilde Natur, U.H.) pfählt Menschen, zermalmt sie, wie wenn sie aufs Rad geflochten wären, wirft sie wilden Tieren als Beute vor, verbrennt sie, steinigt sie wie den ersten christlichen Märtyrer, läßt sie verhungern und erfrieren, tötet sie durch das rasche oder schleichende Gift ihrer Ausdünstungen und hat noch hundert andere scheußliche Todesarten in Reserve, wie sie die erfinderischste Grausamkeit eines Nabis oder Domitian nicht schlimmer zu ersinnen vermochte." (MILL 1874, zit. in BIRNBA-CHER 1997, S. 234).

Viele Menschen fühlen, daß zwar unter ihnen selbst Humanität walten sollte, daß es ihnen aber nicht zukäme, diese "unschönen" Dinge in der Natur, wie sie es vor ihrer Ankunft auf dem Planeten schon unendlich lange gab, abzuschaffen, selbst wenn sie es könnten. So können wir die Frage, ob man zum wirklichen Menschsein den inhärenten Wert der Wildnis empfinden *muß*, unbeantwortet lassen. Der

Respekt vor der relevanten Minderheit von Menschen, die ihn tatsächlich empfinden, sollte genügen, sie in einem wie auch immer definierten Minimalbestand zu erhalten, sofern die Erhaltungskosten für die Mehrheit nicht unerträglich hoch sind. Davon kann keine Rede sein.

3.3 Der intrinsische Wert der Wildnis

Ein Eindringen in dieses Thema bedeutete, die Debatte zwischen der "anthropozentrischen" und "biozentrischen" Naturethik zu eröffnen. Wer die Wildnis als ein moralisches Subjekt ansieht, dem selbst Pflichten geschuldet sind (nicht wie oben den Menschen, denen sie teuer ist), ist Biozentriker. Diese Position besitzt nicht nur in der modernen amerikanischen Naturethik zahlreiche Anhänger, vielmehr stehen auch sehr populäre Forderungen in Deutschland, die Natur um ihrer selbst willen und nicht allein wegen ihrer Bedeutung für den Menschen zu schützen, oft auf biozentrischem Boden.

Der vorliegende Beitrag klammert diese Fragestellung vollständig aus. Der Grund dafür liegt weniger darin, daß die biozentrische Position in einem rationalen Diskurs tatsächlich sehr schwer aufrechtzuerhalten ist und, wie in HAMPICKE (1993) näher ausgeführt, als *verbindliche* Ethik mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit kaum überzeugend vermittelbar ist. Vielmehr ist das Problem, ob die Wildnis ein moralisches Subjekt ist oder nicht, für die vorliegende Thematik irrelevant. Man mag in einem anderen Kontext diskutieren, ob der Mensch Pflichten gegenüber der Natur besitzt - hier fragen wir allein mit MILL, ob es für den Menschen in seinem eigenen Interesse gut ist, die Wildnis zu erhalten. Tut er *sich selbst* etwas Gutes oder Schlechtes an, wenn er - auch mitten in Europa - Wildnis toleriert?

3.4 Fazit zu den Werten der Wildnis

Die zuletzt gestellte Frage ist in den Abschnitten 3.1 und 3.2 teilweise positiv beantwortet worden, denn die Wildnis besitzt umfassende instrumentelle und inhärente Werte. Wie stark sie in der Bilanz zählen, hängt natürlich auch von dem Gewicht der Werte ab, welche die Kulturlandschaft anstelle der Wildnis am gleichen Platz auch besäße. Gehen wir von der hier wohl überzeugenden Voraussetzung aus, daß der *marginale* Wert einer Landschaft (ihr "Grenznutzen") um so höher ist, je knapper sie ist - daß es mithin dringender ist, kleine Reste zu erhalten, als große Vorkommen noch größer zu machen -, dann bietet die Ökonomie in Gestalt der Abbildung 1 ein geeignetes Werkzeug, miteinander konkurrierende Werte abzuwägen und zumindest modellhaft-konzeptionell, wenn auch weniger empirisch-konkret, eine optimale Aufteilung der verfügbaren Fläche in Kulturlandschaft und Wildnis vorzunehmen. Die gesamte betrachtete Landesfläche belaufe sich auf die Strecke $0F$ vom linken bis zum rechten Rand der Graphik. Die Kurven W und K bezeichnen den marginalen Wert der Wildnis und der Kulturland-

schaft in Abhängigkeit von dem ihnen jeweils zuerkannnten Raum. Der rechte Rand der Graphik bei F stellt eine hypothetische Situation dar, in der das gesamte Land wild wäre und es gar kein Kulturland gäbe. Hier wäre der marginale Wert der Wildnis wegen ihrer Überfülle gering, während bei der bestehenden Knappheit an Kulturland dessen marginaler Wert hoch wäre. Auf der rechten Seite muß zur Vermehrung des menschlichen Nutzens kultiviert werden. Der linke Rand bei 0 stellt die umgekehrte Situation dar; alles ist in Kultur genommen, und es gibt gar keine Wildnis. Ihre Wiederherstellung (sofern technisch-ökologisch möglich) auf Kosten des reichlichen Kulturlandes mit entsprechend gefallenem Grenznutzen wäre marginal sehr wertvoll. Die optimale Aufteilung des Landes in Wildnis und Kulturland liegt bei f^* . Hier sind beide Grenznutzen gleich hoch und die Summe aller Nutzen (die Fläche oder das Integral unter beiden Kurven) ist maximiert.

In weiterer Analyse wäre zu bedenken, daß sich Präferenzen im Laufe der Zeit verändern können - eine höhere Wertschätzung für die Wildnis würde W nach oben und f^* nach rechts verlagern -, ferner sind Irreversibilitäten und zahlreiche andere Aspekte zu beachten. Dennoch gewährt die Abbildung 1 nützliche Einblicke und nährt auch ohne exakte Kenntnisse über die Lage der Kurven W und K die Vermutung, daß die gegenwärtige Aufteilung der Landfläche in Deutschland fast am linken Rand der Graphik mit einem minimalen Areal für die Wildnis im Hinblick auf die Gesamt-Nutzenstiftung suboptimal sein könnte.

So elegant die ökonomische Modellanalyse hier wie fast immer durchgeführt werden kann, so große Zweifel beschleichen uns jedoch hinsichtlich der Angemessenheit der verwendeten Begriffe. Bei der Erläuterung der Abbildung 1 ist man wie in sonstigen Anwendungen derselben fast versucht, von den beiden alternativen "Nutzungsarten" Kulturlandschaft und Wildnis zu sprechen. Schon in Abschnitt 3.1 oben wurde aber festgestellt, daß eine vollständig vom Menschen instrumentalisierte ("genutzte") Wildnis selbst ein quasi in Kultur genommenes Wesen und damit ein Widerspruch in sich selbst ist. Daher wird im folgenden Schlußabschnitt eine andere Sicht des Problems zur Diskussion gestellt.

4. Soll es Unerobertes geben?

In der Abbildung 2 wird von einem anderen Begriff der Wildnis ausgegangen. Es geht hier nicht um Teile der Erde, welche kalkuliert von übrigen Nutzungszonen abgegrenzt, von Eingriffen freigehalten und geschont werden, um gerade in diesem Zustand instrumentell und inhärent wertvoll zu sein. Vielmehr versetzen wir uns in die Situation früherer Menschen, die die Erde tatsächlich nur zu einem Teil, dem Eroberten, kannten und für die die Wildnis das tatsächlich unbekannte uneroberte *Gegenüber* war, das Land am anderen Ufer eines Flusses, der noch nie überschritten wurde. Kennzeichnend

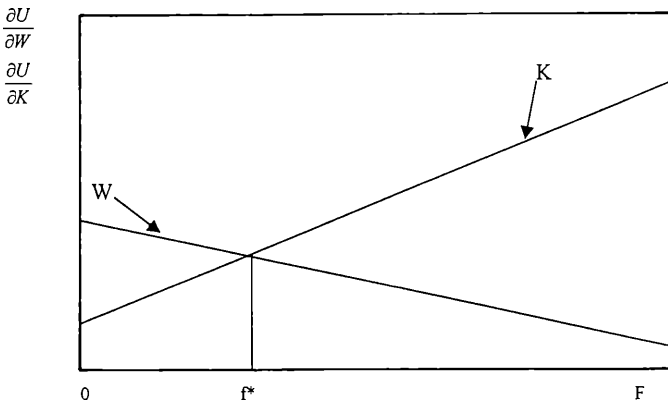


Abbildung 1

Optimale Teilung des Landes zwischen Kulturlandschaft (K) und Wildnis (W).
Erläuterung im Text

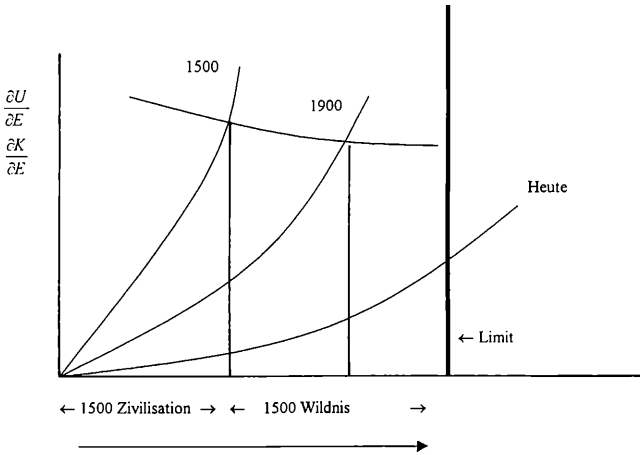


Abbildung 2

Eroberung der Wildnis durch Senkung der Eroberungskosten

bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts war, daß es eine solche Wildnis gab. Noch 1911, bei schon hochentwickelter Technik und schon damals durch Kommunikationsmedien weltweit verbreitet, kostete die Durchquerung der letzten Wildnis dem Eroberer SCOTT im Wettlauf mit AMUNDSEN zum Südpol das Leben.

Die "richtige" Wildnis war gefährlich, barg aber auch Schätze und versprach reiche Belohnung für Entbehrungen. Historisch war natürlich die Expansion Europas nicht nur eine Eroberung der Wildnis, sondern auch eine Eroberung anderer Menschen und Kulturen und deren gigantische Ausplünderung. So wichtig dieser Aspekt ist, klammern wir ihn im vorliegenden dennoch aus. Entscheidend ist, daß die Welt, auch für andere Kulturen als die westliche, über den weitaus längsten Abschnitt ihrer jeweiligen Geschichte hinweg in einen bekannten, kultivierten und einen unbekanntem, wilden Teil aufgeteilt war.

Die Abbildung 2 enthält wieder die ökonomische Standardannahme, daß ein Mehr an Inkulturnahme der Welt auch den Nutzen der Menschheit steigere. Ernste Einwände unterschiedlicher Art (zum Beispiel, daß bei gleichzeitigem Bevölkerungswachstum der Nutzen pro Kopf durchaus nicht steigen muß) müssen in der ersten einfachen Analyse zurücktreten und bleiben unberücksichtigt. Plausibel ist allerdings ein abnehmender Grenznutzen der Er-

oberung, ausgedrückt durch die fallende Kurve in der Abbildung.

Die linksgekrümmten Kurven bezeichnen die Grenzkosten der Eroberung, stark steigend angenommen. Jede Epoche trieb soviel Eroberung, bis sich Grenzkosten und Grenznutzen glichen. Diese harmlosen Worte beinhalteten natürlich historisch ganz andere Dinge; die "Grenzkosten" waren die Opfer, auch an Menschen, beim Eindringen in die Wildnis um eine Einheit, und die damaligen Gesellschaften, gegenüber dem Einzelschicksal ohnehin gleichgültig, trieben die Grenze zur Wildnis immer soweit voran, bis sich Grenz-Opfer und Grenz-Überleben glichen. Der technische Fortschritt wirkte sich im Laufe der Zeit so aus, daß die Eroberungskosten sanken, so daß der Schnittpunkt zwischen Grenznutzen und Grenzkosten immer weiter nach rechts verlagert wurde, womit der uneroberte Anteil immer kleiner wurde.

Die dick gestrichelte, mit "Limit" bezeichnete Linie markiert den Umfang der Erde schlechthin. Durch das Absinken der Eroberungskosten ist heute faktisch die gesamte Welt erobert, einsam gebliebene Gegenden sind eher wegen fehlenden ökonomischen Interesses vernachlässigt als bewußt von der Eroberung ausgenommen. Nach dem Willen des expandierenden und nutzenmaximierenden Menschen braucht es in der heutigen Situation keine Wildnis mehr zu geben. Zu beachten ist, daß die

Abbildung 2 im Gegensatz zur voranstehenden absichtlich und entgegen den Fakten unterstellt, daß die Wildnis überhaupt keinen Nutzen, weder instrumentellen noch inhärenten, stifte.

Selbst auf dem Boden dieser extremen Annahme stellt sich die Frage, ob es für den Menschen gut ist, wenn es keine Wildnis mehr gibt. Ohne das Gegenüber der Wildnis zu leben, ist jedenfalls ein *Novum* sowohl in der langen menschlichen Evolution als auch in seiner bewußt erlebten Geschichte. Diese bloße Tatsache genügt, über die Situation nachzudenken, wie es auch MILL tat. Solange es in der Vergangenheit Wildnis gab, war dies nach Abbildung 2 und gewiß auch in der Realität deshalb so, weil die Mittel zu ihrer Eroberung nicht ausreichten. Heute bestehen hier keine Probleme mehr. Soll es in Zukunft Wildnis geben - und zwar nicht in interessengeleiteter, domestizierter Weise, sondern "richtige" Wildnis -, so allein auf Grund eines *freiwilligen Verzichtes* des Menschen, alles in Kultur zu nehmen, obwohl es ihm Vorteile brächte.

Damit sind wir bei einem Wort, einem Begriff, der in der bisherigen Entwicklung des Themas noch keine Erwähnung fand und welcher der gesamten ökonomischen Diskussion, auch wenn sie differenziert und im Austausch mit der Ethik geführt wird, fremd ist. Eine wohlverstandene Ökonomik distanziert sich von ungehobelten Manifestationen des Egoismus, auch wenn sie ihr in der öffentlichen Diskussion regelmäßig und vorwurfsvoll als ihre Prinzipien unterstellt werden, und die mit den Assoziationen "Ausbeutung", "Vorteilsnahme um jeden Preis", "Ellenbogengesellschaft" und ähnlichem beschrieben werden können. Die Ökonomik kennt zum Beispiel den Begriff der *Pflicht*, etwa die Pflicht, beim Tausch die Ansprüche des Partners zu würdigen und Stehlen, Betrügen usw. zu unterlassen (HAMPICKE 1997). Aber eine "ethisch geläuterte" Ökonomie wägt immer Alternativen ab, sie ist und bleibt eine Maximierungslehre, auch wenn sie die Randbedingungen des Maximierens, nämlich Regeln einzuhalten, achtet, was in der vulgären Praxis so oft ignoriert wird. Auch im subtilsten ökonomischen Denken gibt es nirgendwo den Vorschlag, von der Maximierung des Nutzens aus freien Stücken selbst dann abzusehen, wenn dies die Interessen keines denkbaren Subjektes tangierte und somit, ohne daß damit irgendwo anders ein Vorteil entstünde, zu *verzichten*.

Es ist möglich, daß MILL für den Erhalt spontaner Natur eintrat, weil er in ihr einen inhärenten Wert sah, den zu erkennen und zu respektieren er dem Menschen im Interesse seines eigenen Wohls empfahl. Eine hier folgende Menschheit erhalte die Natur deutlich erkennbar in ihrem eigenen Interesse; jede gegenteilige Praxis würde, wenn auch vielleicht erst nach langer Zeit, ebenso deutlich erkennbare Nachteile für sie zeitigen. Wildnis zu respektieren, wäre hier ein Ausdruck klugen eigennütigen Denkens. Aber es bliebe der oben angesprochene, unbefriedigende Beigeschmack: Erhalte der Mensch die Wildnis allein aus *diesem* Grund, so bliebe es

immer denkbar, daß dieser Grund auch einmal entfiel. Dann wäre es um die Wildnis geschehen. Sie existierte abhängig vom Willen des Menschen. Dieser Beitrag möchte die *Frage aufwerfen*, ohne sie beantworten zu können:

Könnte es richtig sein, die Wildnis *auch dann* zu respektieren, wenn dies keinen, auch nicht den subtilsten Nutzen für den Menschen brächte und wenn die Nichterbietung des Respektes niemals einen Nutzenverlust für ihn brächte?

Zwei Denkrichtungen würden die Frage sofort bejahen: Zum einen die Biozentrik, wonach die Wildnis gemäß Abschnitt 3.3 (oben) einen intrinsischen Wert besitzt, den zu respektieren der Mensch verpflichtet ist. Zum zweiten ein rein psychologisch-pädagogischer Standpunkt, wonach zumindest die zu schnelle Erfüllung aller Wünsche, wie man ja bei Kindern, Jugendlichen und sehr vielen Erwachsenen nur zu deutlich sieht, den Charakter "verdirbt", also die Überzeugung (so richtig sie im praktischen Leben zweifellos ist), wonach allein die Fähigkeit, auch Frustrationen zu ertragen, ein gelungenes Leben ermöglicht.

Es sei die Frage gestellt, ob es auch für den, der beide Antworten nicht mitträgt oder höchstens (besonders die zweite) als zusätzliches, akzessorisches Argument gelten läßt, einen Sinn ergibt, den *Verzicht* auf die vollständige Unterwerfung der Wildnis als etwas Gutes zu akzeptieren. Wäre es richtig, wenn der Mensch die Wildnis gewähren ließe, auch wenn sie (1), anders als die Biozentrik behauptet, kein "Recht" darauf besäße und wenn er (2) mit der geübten Selbstbeschränkung keine klugen "Hintergedanken" hinsichtlich seines eigenen Wohls verfolgte? Wir haben nicht den Menschen im Sinn, der vordergründig und um langfristig dabei doch noch zu gewinnen verzichtet, sondern der wirklich und unwiderruflich verzichtet, der, selbst wenn alles zu wollen keinen Schaden stiften würde, *nicht alles will*. Viele Menschen spüren, daß dies eine richtige Handlungsweise, eine Tugend sein kann, auch wenn eine Begründung dafür - in der Ökonomie auf jeden Fall, aber auch wohl in der Ethik - bisher aussteht.

Literatur

- ADGER, W. N.; K. BROWN, R. CERVIGNI & D. MORAN (1995): Total Economic Value of Forests in Mexico. *Ambio* 24: 286-296.
- ATTFIELD, R. (1983): *The Ethics of Environmental Concern*. Oxford (Blackwell), 220 S.
- BIBELRIETHER, H. (1999): Nationalpark Bayerischer Wald. In: W. Konold, R. Böcker & U. Hampicke (Hrsg.): *Handbuch Naturschutz und Landschaftspflege*. Landsberg (ecomed), im Druck.

- BIRNBACHER, D. (1997):
"Natur" als Maßstab menschlichen Handelns. - In: Derselbe (Hrsg.): Ökophilosophie. Stuttgart (Reclam), S. 217-241.
- COSTANZA, R.; J. CUMBERLAND, H. DALY, R. GOODLAND & R. NORGAARD (1997):
An Introduction to Ecological Economics. Boca Raton (St. Lucie Press), 275 S.
- FARNSWORTH, N. R. (1988):
Screening Plants for New Medicines. - In: E.O. Wilson (Ed.): Biodiversity. Washington, D.C. (National Academy Press), S. 83-97.
- FRANKENA, W.K. (1979):
Ethics and the Environment. - In: K.E. Goodpaster & K.M. Sayre (Eds.): Ethics and Problems of the 21st Century. Notre Dame London (Notre Dame University Press), S. 3-20.
- GRIMES, A; S. LOOMIS, P. JAHNIGE, M. BURNHAM, K. ONTHANK, R. ALARCÓN, W. P. CUENCA, C. C. MARTINEZ, D. NEILL, M. BALICK, B. BENNET & R. MENDELSON (1994):
Valuing the Rain Forest: The Economic Value of Non-timber Forest Products in Ecuador. *Ambio* 23: 405-410.
- HAMPICKE, U. (1993):
Naturschutz und Ethik - Rückblick auf eine 20jährige Diskussion, 1973-1993, und politische Folgerungen. *Zeitschrift für Ökologie und Naturschutz* 2: 73-86.
- (1996):
Anthropozentrik ist nicht Anthropokratie. - In: H.G. Nutting (Hrsg.): Naturschutz - Ethik - Ökonomie. Theoretische Begründungen und praktische Konsequenzen. Marburg (Metropolis), S. 135-153.
- (1997):
Aufgeklärtes Eigeninteresse und Natur - normative Begründung des Konzepts Nachhaltigkeit. - In: M. Held (Hrsg.): Normative Grundlagen der Ökonomik. Frankfurt a.M. New York (Campus), S. 128-149.
- KÄSTNER, E. (1998):
Werke, hrsgg. von F.J. Görtz, Band I, Gedichte. München Wien (Carl Hanser), 503 S.
- MELNYK, M. & N. BELL (1996):
The Direct Use-Values of Tropical Moist Forest Foods: The Huottuja (Piaroa) Amerindians of Venezuela. *Ambio* 25: 468-472.
- MILL, J.ST. (1869):
Grundsätze der politischen Ökonomie nebst einigen Anwendungen derselben auf die Gesellschaftswissenschaft. 3. deutsche Auflage, Leipzig (Fues's Verlag). Bd. 1: 321 S., Bd. 2: 295 S, Bd. 3: 384 S. Erstveröffentlichung: Principles of Political Economy, 1848.
- NASH, R. F. (1989):
The Rights of Nature. A History of Environmental Ethics. Madison (The University of Wisconsin Press), 290 S.
- PEARCE, D. W. (1993):
Economic Values and the Natural World. London (Earthscan), S.
- PEARCE, D.W. & S. PUROSHOTAMAN (1995):
The Economic Value of Plant-Based Pharmaceuticals. - In: T. Swanson (Ed.): Intellectual Property Rights and Biodiversity Conservation. An Interdisciplinary Analysis of the Values of Medicinal Plants. Cambridge, U.K. (Cambridge University Press), S. 127-138.
- PETERS, C. M.; A.H. GENTRY & R.O. MENDELSON (1989):
Valuation of an Amazonian Rainforest. *Nature* 339: 655-666.
- PINEDO-VASQUEZ, M.; D. ZARIN & P. JIPP (1992):
Economic Returns From Forest Conversion in the Peruvian Amazonian. *Ecological Economics* 6: 163-173.
- SOUTHGATE, D.; M. COLES-RITCHIE & P. SALAZAR-CANELOS (1996):
Can Tropical Forests be Saved by Harvesting Non-Timber Products?: A Case Study for Ecuador. In: W.L. Adamowicz, P.C. Boxall, M.K. Luckert, W.E. Phillips & W.A. White (Eds.): Forestry, Economics and the Environment. Wallingford (CAB International), S. 68-80.
- TWAIN, M. (o.J.)
Die Abenteuer des Huckleberry Finn. München (Droemersch Verlagsanstalt), 270 S.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Ulrich Hampicke
Ernst-Moritz-Arndt-Universität
FB Biologie
Botanisches Institut
Grimmer Str. 88
D-17487 Greifswald

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1999

Band/Volume: [2_1999](#)

Autor(en)/Author(s): Hampicke Ulrich

Artikel/Article: ["Von der Bedeutung der spontanen Aktivität der Natur" - John Stuart Mill und der Umgang mit der Wildnis 85-92](#)